

btb

Buch

Der Gott der kleinen Dinge hinterläßt keine Spuren im Sand, keine Wellen im Wasser, kein Abbild im Spiegel. Er ist der Gott dessen, was verloren geht, nicht der Gott der Geschichte, die die kleinen Dinge grausam in ihren Lauf zwingt. Ein Boot, das zuerst leck ist und dann drei Kinder und ein Liebespaar über den großen Fluß bringt; eine Tagesdecke mit blauem Kreuzstich, auf der eine Frau einen verhängnisvollen Traum träumt; eine Schicht roter Nagellack auf den Fingern eines Schreiners; eine Kinderarmbanduhr mit aufgemalter Uhrzeit; ein Tausendfüßler im Profil eines Polizistenstiefels – all das und noch viel mehr sind die kleinen Dinge, die in diesem Roman eine wichtige Rolle spielen. Und die großen Dinge? Das ist die Geschichte Indiens als Teil des britischen Empire und in der Unabhängigkeit, das sind die politischen Unruhen der späten sechziger Jahre, das ist aber auch das uralte und unerbittliche Kastensystem Indiens, der Konflikt zwischen den großen Religionen. Voller Sprachmagie und Poesie erzählt Arundhati Roy die atemberaubende und schillernde Geschichte einer Familie, die an verbotener Liebe zerbricht.

Autorin

Die Inderin Arundhati Roy studierte Architektur und schrieb mehrere preisgekrönte Drehbücher. Ihr Erstlingsroman »Der Gott der kleinen Dinge« sorgte für eine internationale literarische Sensation und wurde mit dem renommierten Booker Prize ausgezeichnet. »Der Gott der kleinen Dinge« ist in 18 Ländern erschienen. Arundhati Roy lebt in New Delhi.

Arundhati Roy bei btb

Die Politik der Macht (72987)

Wahrheit und Macht (73304)

Arundhati Roy

Der Gott der kleinen Dinge

Roman

Aus dem Englischen
von Anette Grube

btb

Der Abdruck einiger Passagen aus Rudyard Kiplings
»Dschungelbuch« (Frankfurt a. M. 1995) erfolgt mit
freundlicher Genehmigung des Fischer Taschenbuch Verlages.



Mixed Sources
Product group from well-managed
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* für Taschenbücher aus
dem btb Verlag liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Einmalige Sonderausgabe Oktober 2006,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 1997 by Arundhati Roy

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1997

by Karl Blessing Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: Horst Mink

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

EM · Herstellung: AW

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-73618-8

ISBN-13: 978-3-442-73618-8

www.btb-verlag.de

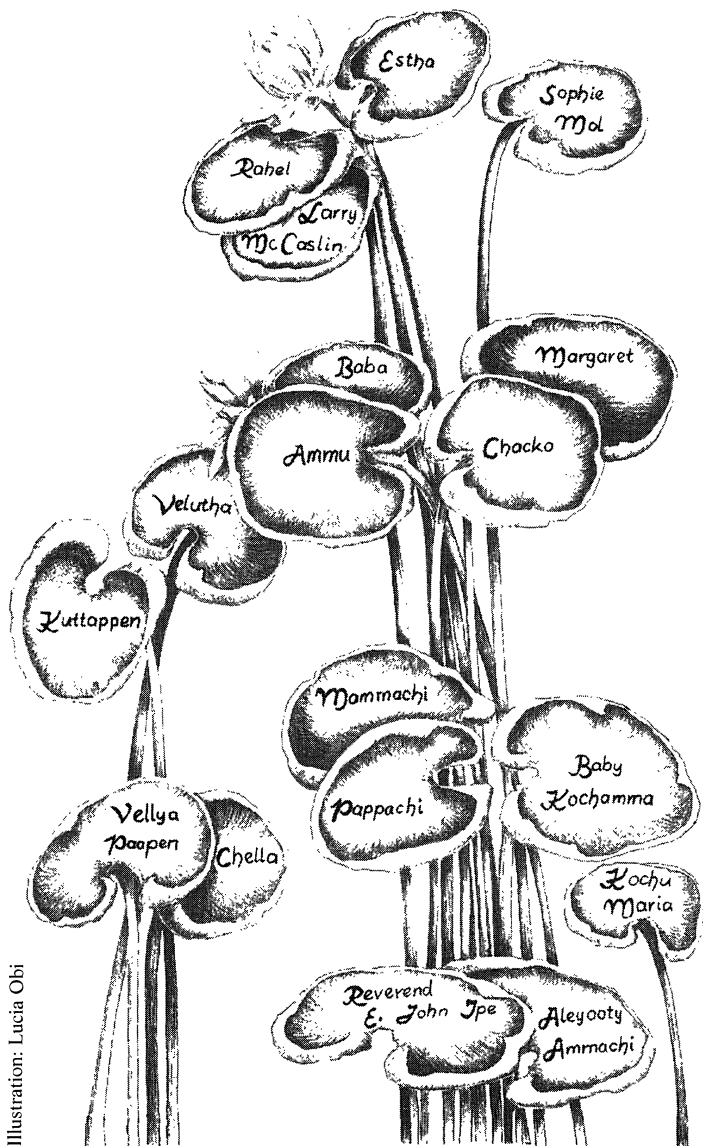
*Für Mary Roy, die mich aufzog.
Die mich lehrte, zuerst »Entschuldigung« zu sagen,
wenn ich sie in der Öffentlichkeit unterbrach.
Die mich genug liebte, um mich gehen zu lassen.*

Für LKC, der, wie ich, überlebt hat.

*Nie wieder wird eine
einzige Geschichte so erzählt werden,
als wäre sie die einzige.*

JOHN BERGER

Illustration: Lucia Obi



PARADISE PICKLES & KONSERVEN

Der Mai in Ayemenem ist ein heißer, brütender Monat. Die Tage sind lang und feucht. Der Fluß schrumpft, und schwarze Krähen laben sich an leuchtenden Mangos in reglosen, staubgrünen Bäumen. Rote Bananen reifen. Jackfrüchte platzen auf. Schmeißfliegen brummen stumpfsinnig in der nach Früchten duftenden Luft. Dann prallen sie gegen Fensterscheiben und sterben verdutzt in der Sonne.

Die Nächte sind klar, jedoch durchdrungen von Trägheit und dumpfer Erwartung.

Anfang Juni setzt dann der Südwestmonsun ein, und es folgen drei Monate voll Wind und Wasser, unterbrochen von kurzen Intervallen grellen glitzernden Sonnenlichts, das sich begeisterte Kinder schnappen, um damit zu spielen. Die Landschaft wird schamlos grün. Grenzmarkierungen verwischen, wenn Tapiokazäune Wurzeln schlagen und Blüten treiben. Ziegelmauern werden moosgrün. Pfeffersträucher winden sich an Strommasten empor. Rabiater Kriechpflanzen sprengen den Lateritboden und schlängeln sich über die überschwemmten Straßen. Boote schippeln durch die Basare. Und in den Pfützen, die die Schlaglöcher in den großen Landstraßen ausfüllen, tauchen kleine Fische auf.

Es regnete, als Rahel nach Ayemenem zurückkehrte. Schräge, silberfarbene Schnüre prallten auf die lockere Erde, wühlten sie auf wie Geschützfeuer. Das alte Haus auf dem

Hügel trug sein steiles Giebeldach tief über die Ohren gezogen wie einen Hut. Die von Moos überwachsenen Mauern waren aufgeweicht und platzten fast vor Feuchtigkeit, die aus dem Boden aufstieg. Im wilden, wuchernden Garten wispernten und raschelten kleine Lebewesen. Eine Rattenschlange rieb sich im Unterholz an einem glänzenden Stein. Gelbe Ochsenfrösche kreuzten hoffnungsvoll im schaumigen Teich und suchten nach Weibchen. Ein durchnäster Mungo flitzte über die mit Laub bedeckte Einfahrt.

Das Haus wirkte verlassen. Türen und Fenster waren verschlossen. Die vordere Veranda war kahl. Unmöbliert. Aber der himmelblaue Plymouth mit den Heckflossen aus Chrom stand noch immer davor, und drinnen war Baby Kochamma noch immer am Leben.

Sie war Rahels kleine Großtante, die jüngere Schwester ihres Großvaters. Eigentlich hieß sie Navomi, Navomi Ipe, aber alle Welt nannte sie Baby. Zu Baby Kochamma wurde sie, als sie alt genug war, eine Tante zu sein. Rahel war allerdings nicht gekommen, um sie zu besuchen. Weder Nichte noch kleine Großtante gaben sich diesbezüglich irgendwelchen Illusionen hin. Rahel war gekommen, um ihren Bruder Estha zu sehen. Sie waren zweieiige Zwillinge. »Dizygotisch«, wie die Ärzte es nannten. Gezeugt aus zwei verschiedenen, jedoch gleichzeitig befruchteten Eiern. Estha – Esthappen – war um achtzehn Minuten älter.

Sie hatten sich noch nie sehr ähnlich gesehen, Rahel und Estha, und auch als sie dünnarmige Kinder gewesen waren, flachbrüstig, wurmverseucht, mit Elvis-Presley-Tolle, fragte keiner das übliche »Wer ist wer?« oder »Welches ist welches?«, weder die übermäßig lächelnden Verwandten noch die syrisch-orthodoxen Bischöfe, die das Haus in Ayemenem häufig aufsuchten, um Spenden zu erbitten.

Konfusion herrschte an einem tieferen, geheimeren Ort.

In jenen frühen amorphen Jahren, als das Gedächtnis gerade einsetzte, als das Leben nur aus Anfängen bestand und nichts ein

Ende hatte, als alles für immer war, hielten sich Esthappen und Rahel, wenn sie an sich beide dachten, für ein einziges Ich, und einzeln waren sie ein Wir oder Uns. Als wären sie eine seltene Art siamesischer Zwillinge, mit getrennten Körpern, aber mit einer gemeinsamen Identität.

Jetzt, Jahre später, erinnert sich Rahel daran, wie sie eines Nachts aufwachte und leise über Esthas komischen Traum lachte.

Sie hat auch andere Erinnerungen, die zu haben sie kein Recht hat.

Sie erinnert sich zum Beispiel daran (obwohl sie nicht dabei war), was der Orangenlimo-Zitronenlimo-Mann im Abhilash Talkies mit Estha gemacht hat. Sie erinnert sich an den Geschmack der Tomatensandwiches – *Esthas* Sandwiches, die *Estha* gegessen hat – im Madras-Expres nach Madras.

Und das sind nur die kleinen Dinge.

Wie auch immer, jetzt denkt sie an Estha und Rahel als an *sie*, denn einzeln betrachtet sind *sie* nicht mehr das, was *sie* einmal waren oder was *sie* dachten, daß *sie* jemals sein würden.

Jemals.

Ihr Leben hat jetzt eine Größe und eine Form. Estha hat seines und Rahel ihres.

Ecken, Kanten, Grenzen, Ränder und Schranken sind an ihren getrennten Horizonten aufgetaucht wie ein Trupp Kobolde. Kleine Gestalten mit langen Schatten, die als Wachtposten am nebelhaften Ende stehen. Zarte Halbmonde haben sich unter ihren Augen gebildet, und sie sind so alt, wie Ammu war, als sie starb. Einunddreißig.

Nicht alt.

Nicht jung.

Aber ein lebensfähiges, sterbensfähiges Alter.

Beinahe wären sie im Bus geboren worden, Estha und Rahel. Der Wagen, in dem Baba, ihr Vater, Ammu, ihre Mutter, ins

Krankenhaus nach Shillong bringen wollte, als es soweit war, brach in Assam auf der kurvenreichen Straße durch die Teeplantage zusammen. Sie ließen den Wagen zurück und hielten einen überfüllten öffentlichen Bus an. Mit dem eigentümlichen Mitgefühl der Armen für die vergleichsweise Wohlhabenden – oder vielleicht nur, weil sie sahen, daß Ammu hochschwanger war – überließen sitzende Fahrgäste ihre Plätze dem Paar, und während der restlichen Fahrt mußte Esthas und Rahels Vater den Bauch ihrer Mutter (mit ihnen darin) festhalten, um die Erschütterungen aufzufangen. Das war, bevor sie sich scheiden ließen und Ammu nach Kerala zurückkehrte.

Estha behauptete, wenn sie im Bus geboren worden wären, hätten sie für den Rest ihres Lebens umsonst mit dem Bus fahren dürfen. Es war nicht klar, woher er diese Information hatte oder wie er auf derartige Dinge kam, aber die Zwillinge hegten jahrelang einen leisen Groll gegen ihre Eltern, weil sie sie um den lebenslangen Genuß von Freifahrten mit dem Bus gebracht hatten.

Außerdem glaubten sie, daß die Regierung ihre Beerdigung bezahlen würde, sollten sie auf einem Zebrastreifen überfahren werden. Sie waren fest davon überzeugt, daß Zebrastreifen nur aus diesem Grund existierten. Kostenlose Beerdigungen. Natürlich gab es in Ayemenem keine Zebrastreifen, auf denen man umkommen konnte, und auch nicht in Kottayam, der nächsten Stadt, aber in Cochin, das eine zweistündige Autofahrt entfernt war, hatten sie aus dem Autofenster welche gesehen.

Die Regierung kam nicht für Sophie Mols Beerdigung auf, weil sie nicht auf einem Zebrastreifen getötet wurde. Die Trauerfeier fand in Ayemenem in der alten Kirche mit dem neuen Anstrich statt. Sophie Mol war Esthas und Rahels Cousine, die Tochter ihres Onkels Chacko, und sie war auf Besuch aus England da. Estha und Rahel waren sieben Jahre alt, als sie starb. Sophie Mol war fast neun. Sie bekam einen Kindersarg.

Mit Satin ausgeschlagen.

Mit schimmernden Messinggriffen.

Sie lag darin in ihrer gelben Schlaghose aus Polyester, mit einem Band im Haar und ihrer schicken kleinen Handtasche made in England, die sie heiß und innig liebte. Ihr Gesicht war bleich und so runzlig wie der Daumen eines Wäschers, weil sie zu lange im Wasser gelegen hatte. Die Trauergemeinde versammelte sich um den Sarg, und vom Klang der traurigen Lieder schwoh die gelbe Kirche an wie ein Hals. Priester mit lockigen Bärten schlangen Weihrauchöpfe an Ketten und lächelten kein einziges Mal die Babys an, so wie sie es an gewöhnlichen Sonntagen taten. Die langen Kerzen auf dem Altar waren verbogen. Die kurzen nicht.

Eine alte Dame, die so tat, als wäre sie eine entfernte Verwandte (die niemand erkannte), und häufig bei Beerdigungen neben dem Leichnam auftauchte (ein Beerdigungsjunkie? Eine latent Nekrophile?), träufelte kölnisch Wasser auf einen Wattebausch und betupfte damit Sophie Mols Stirn, mit andächtiger und leise herausfordernder Miene. Sophie Mol roch nach kölnisch Wasser und dem Holz des Sarges.

Margaret Kochamma, Sophie Mols englische Mutter, ließ nicht zu, daß Chacko, Sophie Mols leiblicher Vater, tröstend den Arm um sie legte.

Die Familie stand beieinander. Margaret Kochamma, Chacko, Baby Kochamma und neben ihr ihre Schwägerin Mammachi – Esthas und Rahels (und Sophie Mols) Großmutter. Mammachi war fast blind und trug stets eine dunkle Brille, wenn sie aus dem Haus ging. Ihre Tränen tropften dahinter hervor und rannen zitternd an ihrem Unterkiefer entlang wie Regentropfen an einer Dachkante. In ihrem steifen, eierschalenfarbenen Sari sah sie klein und krank aus. Chacko war Mammachis einziger Sohn. Ihr eigener Schmerz peinigte sie. Seiner brach ihr das Herz.

Zwar war es Ammu, Estha und Rahel gestattet, an der Beerdigung teilzunehmen, aber sie mußten abseits vom Rest der Familie stehen. Niemand würdigte sie eines Blickes.

In der Kirche war es heiß, und die weißen Ränder der Aronstabblüten kräuselten und wellten sich. In einer Blume im Sarg starb eine Biene. Ammus Hände zitterten und mit ihnen ihr Gesangbuch. Ihre Haut war kalt. Estha stand neben ihr, halb schlafend, die schmerzenden Augen glitzernd wie Glas, und drückte seine heiße Wange an die bloße Haut von Ammus zitterndem, gesangbuchhaltendem Arm.

Rahel dagegen war hellwach, grimmig und wachsam und gereizt und erschöpft vom Kampf gegen das wirkliche Leben.

Sie bemerkte, daß Sophie Mol ihre Beerdigung in wachem Zustand miterlebte. Sophie machte Rahel auf zwei Dinge aufmerksam.

Ding eins war die frisch gestrichene Kuppel der gelben Kirche, die Rahel noch nie von innen betrachtet hatte. Sie war blau wie der Himmel, bemalt mit vorbeiziehenden Wolken und winzigen, schwirrenden Flugzeugen, die kreuz und quer durch die Wolken flogen und weiße Kondensstreifen hinterließen. Es stimmt (und muß gesagt werden), daß es zweifellos leichter war, diese Dinge zu bemerken, wenn man in einem Sarg lag und nach oben blickte und nicht in einer Kirchenbank stand, eingekellt zwischen gramgebeugten Hüften und Gesangbüchern.

Rahel dachte an denjenigen, der sich die Mühe gemacht hatte und dort hinaufgestiegen war, mit Eimern voll Farbe – Weiß für die Wolken, Blau für den Himmel, Silber für die Flugzeuge –, mit Pinseln und Verdünner. Sie stellte ihn sich dort oben vor, jemanden wie Velutha, mit glänzendem nackten Oberkörper, wie er auf einem Brett saß, das am Gerüst in der hohen Kirchenkuppel hing, und silberne Flugzeuge auf den blauen Kirchenhimmel malte.

Sie überlegte, was passieren würde, falls ein Seil riß. Sie stellte sich vor, wie er wie ein schwarzer Stern aus dem Himmel fiel, den er geschaffen hatte. Wie er zerschmettert auf dem heißen Kirchenboden lag und dunkles Blut aus seinem Schädel sickerte wie ein Geheimnis.

Zu diesem Zeitpunkt hatten Esthappen und Rahel bereits

gelernt, daß die Welt über andere Möglichkeiten verfügt, um Menschen zu zerbrechen. Der Geruch war ihnen bereits vertraut. Faulig süß. Wie verblühte Rosen im Wind.

Ding zwei, das Sophie Mol Rahel zeigte, war das Fledermausbaby.

Während des Gottesdienstes beobachtete Rahel eine kleine schwarze Fledermaus, die an Baby Kochammas teurem Trauer-Sari hinaufkletterte, sich mit gebogenen Krallen vorsichtig festklammerte. Baby Kochamma schrie auf, als das Tier die Stelle zwischen Sari und Bluse, ihren Wulst der Traurigkeit, ihre nackte Taille erreichte, und schlug mit dem Gesangbuch um sich. Der Gesang brach ab für ein »Wasistlos? Wasistpassiert?«, für ein Flügelsurren und ein Sariflattern.

Die traurigen Priester entstaubten mit goldberingten Fingern ihre lockigen Bärte, als hätten Spinnen ganz unerwartet Netze darin gesponnen.

Das Fledermausbaby flog zum Himmel empor und wurde zu einem Flugzeug, allerdings ohne Kondensstreifen.

Nur Rahel bemerkte, wie Sophie Mol in ihrem Sarg heimlich ein Rad schlug.

Der traurige Gesang setzte wieder ein, und sie sangen dieselbe traurige Strophe zum zweitenmal. Und erneut scholl die gelbe Kirche von den vielen Stimmen an wie ein Hals.

Als sie Sophie Mols Sarg auf dem kleinen Friedhof hinter der Kirche in das Grab hinunterließen, wußte Rahel, daß sie noch nicht tot war. Sie hörte (an Sophie Mols Stelle) den leisen Aufprall des roten Lehms und den lauten Aufprall der orange-farbenen Lateritklumpen, die den Hochglanz des Sarges ruinierten. Sie hörte die dumpfen Geräusche durch das polierte Holz des Sarges, durch sein Satinfutter. Die Stimmen der traurigen Priester waren gedämpft von Lehm und Holz.

*In deine Hände legen wir, barmherziger Vater,
die Seele dieses verstorbenen Kindes.*

*Ihren Körper übergeben wir der Erde,
Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub.*

Unter der Erde schrie Sophie Mol, zerfetzte mit den Zähnen Satin. Aber durch Erde und Steine sind Schreie nicht zu hören.

Sophie Mol starb, weil sie keine Luft bekam.

Ihre Beerdigung brachte sie um. *Staub zu Staub zu Staub zu Staub zu Staub.* Auf ihrem Grabstein stand: *Ein Sonnenstrahl, der nur flüchtig auf uns fiel.*

Ammu erklärte ihnen später, daß »flüchtig« »vorübergehend« und »kurz« bedeutete.

Nach der Beerdigung brachte Ammu die Zwillinge zurück zum Polizeirevier von Kottayam. Das Revier kannten sie bereits. Dort hatten sie den größten Teil des vorhergehenden Tages verbracht. Sie wußten schon, daß Wände und Möbel einen scharfen beißenden Gestank nach altem Urin verströmten, und hielten sich vorsorglich die Nase zu.

Ammu fragte nach dem verantwortlichen Polizeioffizier, und nachdem man sie in sein Zimmer geführt hatte, sagte sie, es liege ein schrecklicher Irrtum vor, und sie wolle eine Aussage machen. Sie bat darum, Velutha sehen zu dürfen.

Inspektor Thomas Mathews Schnurrbart war so adrett wie der des freundlichen Air-India-Maharadschas, aber seine Augen blickten verschlagen und gierig.

»Dafür ist es ein bißchen spät, nicht wahr?« sagte er in dem ungehobelten Dialekt des Malayalam, den man in Kottayam sprach. Während er redete, starrte er auf Ammus Brüste. Er sagte, die Polizei wisse alles, was sie wissen müsse, und daß die Polizei in Kottayam keine Aussagen von *veshyas* und ihren illegitimen Kindern aufnehme. Ammu erwiderte, das würden sie schon sehen. Inspektor Thomas Mathew ging um den Schreibtisch und näherte sich Ammu mit seinem Schlagstock.

»Wenn ich Sie wäre«, sagte er, »würde ich ganz still sein und nach Hause gehen.« Dann berührte er mit dem Schlagstock ihre

Brüste. Sachte. *Tapp, tapp*. Als würde er Mangos in einem Korb auswählen. Diejenigen bestimmen, die er verpackt und nach Hause geliefert haben wollte. Inspektor Thomas Mathew schien zu wissen, wen er schikanieren konnte und wen nicht. Polizisten haben diesen Instinkt.

Auf einem rot-blauen Schild an der Wand hinter ihm stand:

P flichtbewußtsein
O rdnungsliebe
Loyalität
Information
Zucht
Effizienz
Integrität

Als sie das Polizeirevier verließen, weinte Ammu, deshalb fragten Estha und Rahel sie nicht, was *veshya* bedeutete. Oder *illegitim*. Es war das erste Mal, daß sie ihre Mutter weinen sahen. Sie schluchzte nicht. Ihre Miene war hart wie Stein, aber Tränen füllten ihre Augen und liefen ihr über die starren Wangen. Die Zwillinge waren krank vor Angst. Ammus Tränen machten alles, was ihnen bislang unwirklich erschienen war, wirklich.

Sie fuhren mit dem Bus zurück nach Ayemenem. Der Schaffner, ein schmaler, in Khaki gekleideter Mann, kam auf sie zu und hielt sich dabei an den Haltestangen fest. Er lehnte sich mit seiner knochigen Hüfte an die Kante eines Sitzes und knipste mit seinem Fahrkartenlocher in Ammus Richtung. *Wohin?* sollte das Knipsen bedeuten. Rahel roch das Bündel Fahrkarten und den säuerlichen Geruch der eisernen Haltestangen an den Händen des Schaffners.

»Er ist tot«, sagte Ammu leise zu ihm. »Ich habe ihn umgebracht.«

»Ayemenem«, sagte Estha schnell, bevor der Schaffner die Geduld verlor.

Estha holte das Geld aus Ammus Börse. Der Schaffner reichte

ihm die Fahrkarten. Estha faltete sie sorgfältig zusammen und steckte sie in die Tasche. Dann nahm er seine erstarrte, weinende Mutter in seine kleinen Arme.

Zwei Wochen später wurde Estha zurückgegeben. Man zwang Ammu, ihn zu seinem Vater zurückzuschicken, der mittlerweile seinen einsamen Job auf der Teeplantage in Assam aufgegeben hatte, nach Kalkutta gezogen war und in einer Firma arbeitete, die Kohlengrus produzierte. Er hatte wieder geheiratet, das Trinken (mehr oder weniger) eingestellt und nur gelegentlich einen Rückfall erlitten.

Estha und Rahel hatten sich seit damals nicht mehr gesehen.

Und jetzt, dreiundzwanzig Jahre später, hatte ihr Vater Estha zurück-zurückgegeben. Er hatte ihn mit einem Koffer und einem Brief nach Ayemenem geschickt. Der Koffer war voll schicker neuer Kleidung. Baby Kochamma zeigte Rahel den Brief. Er war in einer schrägen, femininen Klosterschulhandschrift geschrieben, aber die Unterschrift am Ende war die ihres Vaters. Oder zumindest war es sein Name. Rahel hätte die Unterschrift sowieso nicht wiedererkannt. In dem Brief stand, daß ihr Vater den Kohlengrus-Job aufgegeben habe und nach Australien auswandere, wo er eine Stelle als Chef des Sicherheitsdienstes in einer Keramikfabrik angenommen habe, und daß er Estha nicht mitnehmen könne. Er wünschte allen in Ayemenem das Beste und schrieb, daß er Estha besuchen werde, sollte er jemals nach Indien zurückkehren, was, so fuhr er fort, jedoch ziemlich unwahrscheinlich sei.

Baby Kochamma sagte zu Rahel, daß sie den Brief behalten könne, wenn sie wolle. Rahel steckte ihn zurück in den Umschlag. Das Papier war weich und faltig geworden wie Stoff.

Sie hatte vergessen, wie feucht die Monsunluft in Ayemenem sein konnte. Aufgedunsene Schränke ächzten. Verschlossene Fenster sprangen auf. Bücher weichten zwischen den Buchdeckeln auf und wellten sich. Seltsame Insekten tauchten am Abend

auf wie Ideen und verbrannten an Baby Kochammas matten 40-Watt-Glühbirnen. Am nächsten Tag lagen ihre steifen, verkohlten Leichen auf dem Boden und den Fensterbrettern herum, und es roch verbrannt, bis Kochu Maria sie auf ihrer Kehrriechschaukel aus Plastik fortschaffte.

Er hatte sich nicht verändert, der Juniregen.

Der Himmel öffnete sich, und das Wasser stürzte herab, erweckte den widerspenstigen alten Brunnen zu neuem Leben, überzog den schweinelosen Schweinestall mit grünem Moos, belegte stille teefarbene Pfützen mit einem Bombenteppich, so wie die Erinnerung einen stillen teefarbenen Geist bombardiert. Das Gras war naßgrün und zufrieden. Glückliche Regenwürmer wanden sich purpurn im Schlamm. Grüne Nesseln nickten. Bäume verneigten sich.

Weiter weg, in Wind und Regen, am Ufer des Flusses, in der plötzlichen Gewitterdunkelheit des Tages, ging Estha spazieren. Er trug ein T-Shirt, so rot wie zerdrückte Erdbeeren und jetzt naß und dunkel, und er wußte, daß Rahel gekommen war.

Estha war immer ein stilles Kind gewesen, so daß niemand auch nur einigermaßen exakt angeben konnte, wann genau (zumindest das Jahr, wenn schon nicht den Monat oder den Tag) er aufgehört hatte zu reden. Das heißt, wann er das Reden ganz eingestellt hatte. Tatsache ist, daß es kein »wann genau« gab. Es war eine schrittweise Reduktion und Stilllegung des Betriebs gewesen. Ein kaum wahrnehmbares Stillerwerden. Als ob ihm einfach der Gesprächsstoff ausgegangen wäre und er nichts mehr zu sagen hätte. Doch Esthas Schweigen war nie unangenehm. Nie aufdringlich. Nie laut. Es war kein vorwurfsvolles, trotziges Schweigen, vielmehr eine Art Sommerschlaf, ein Ruhezustand, das psychologische Äquivalent zu dem, was Lungenfische tun, um die Trockenzeit zu überstehen, nur daß in Esthas Fall die Trockenzeit ewig zu dauern schien.

Im Lauf der Jahre hatte er sich die Fähigkeit angeeignet, wo immer er war, mit dem Hintergrund zu verschmelzen – mit

Bücherregalen, Gärten, Vorhängen, Eingängen, Straßen –, unbelebt zu erscheinen, für das ungeübte Auge nahezu unsichtbar. Fremde brauchten gewöhnlich eine Weile, bis sie ihn bemerkten, sogar wenn sie mit ihm im selben Zimmer waren. Noch länger brauchten sie, bis ihnen auffiel, daß er nie etwas sagte. Manchen fiel es nie auf.

Estha nahm sehr wenig Raum ein in der Welt.

Nach Sophie Mols Beerdigung, nachdem Estha zurückgegeben worden war, schickte ihn sein Vater auf eine Jungenschule in Kalkutta. Er war kein außergewöhnlicher Schüler, aber er blieb auch nicht zurück oder war in irgendeinem Fach besonders schlecht. *Ein durchschnittlicher Schüler* oder *zufriedenstellende Leistungen* lauteten im allgemeinen die Kommentare, die seine Lehrer in das jährliche Zeugnis schrieben. *Nimmt nicht an Gruppenaktivitäten teil*, beschwerten sie sich wiederholt. Aber was genau sie mit »Gruppenaktivitäten« meinten, erklärten sie nie.

Estha schloß die Schule mit mittelmäßigen Resultaten ab, er weigerte sich jedoch, auf ein College zu gehen. Statt dessen begann er, anfänglich sehr zum Unmut seines Vaters und seiner Stiefmutter, die Hausarbeit zu erledigen. Als ob er auf seine Art versuchte, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er fegte, wischte auf und wusch die ganze Wäsche. Er lernte kochen und Gemüse einkaufen. Hinter ihren Pyramiden aus eingeöltem, glänzendem Gemüse erkannten ihn die Händler im Basar bald wieder und bedienten ihn, ungeachtet des Protestgeschreis der anderen Kunden, immer auf der Stelle, reichten ihm die verrosteten Filmdosen, in die er das von ihm ausgewählte Gemüse legte. Er feilschte nie. Sie hauten ihn nie übers Ohr. Nachdem das Gemüse ausgewogen und bezahlt war, packten sie es in seinen roten Einkaufskorb aus Plastik (Zwiebeln nach unten, Auberginen und Tomaten oben drauf), und dazu stets einen Zweig Koriander und eine Handvoll grüner Chilis umsonst. All das brachte Estha dann in einer überfüllten Trambahn nach Hause. Eine stille Blase, die auf einem Meer aus Lärm dahintrieb.

Wenn er während des Essens etwas wollte, stand er auf und nahm es sich.

Nachdem die Stille erst einmal da war, blieb sie und breitete sich in Estha aus. Sie wucherte aus seinem Kopf heraus und nahm ihn in ihre morastigen Arme. Sie wiegte ihn im Takt eines uralten, fötalen Herzschlags. Sie sandte ihre unsichtbaren, mit Saugnäpfen versehenen Tentakel in seinem Gehirn aus, wo sie die Kuppen und Täler seines Gedächtnisses absaugten, alte Sätze entfernten, sie von seiner Zungenspitze fegten. Sie raubte seinen Gedanken die Worte, die sie beschrieben, und ließ sie gestutzt und nackt zurück. Unaussprechbar. Betäubt. So daß sie für einen Außenstehenden vielleicht kaum noch existierten. Langsam, im Lauf der Jahre, zog sich Estha von der Welt zurück. Er gewöhnte sich an den ruhelosen Oktopus, der in ihm lebte und sein tintenblaues Beruhigungsmittel auf seine Vergangenheit spritzte. Allmählich wurde der Grund für sein Schweigen unauffindbar, irgendwo tief vergraben in den lindernden Falten der Tatsache als solcher.

Als Khubchand, seine geliebte, blinde, grauköpfige, inkontinente, siebzehnjährige Promenadenmischung beschloß, einen elenden, sich lang hinziehenden Tod zu sterben, pflegte Estha den Hund während seines finalen Martyriums, als hinge sein eigenes Leben davon ab. In den letzten Monaten vor seinem Tod schleppte sich Khubchand mit den besten aller Absichten, aber der unzuverlässigsten aller Blasen zu der Klappe, die unten in die Tür eingebaut war und in den rückwärtigen Teil des Gartens führte, steckte den Kopf hinaus und pißte wacklig und leuchtendgelb *ins Haus*. Mit leerer Blase und gutem Gewissen blickte er dann aus seinen trüben grünen Augen, die in seinem grauhaarigen Kopf schwammen wie schaumige Pfützen, zu Estha auf und schwankte zu seinem feuchten Kissen zurück, wobei er nasse Pfotenabdrücke auf dem Boden hinterließ. Als Khubchand sterbend auf seinem Kissen lag, sah Estha das Spiegelbild des Schlafzimmerfensters auf seinen glatten roten Hoden. Und den Himmel jenseits des Fensters. Und einmal einen Vogel, der

über den Himmel flog. Für Estha, der durchdrungen war vom Duft verblühter Rosen, an Blut gewöhnt dank der Erinnerung an einen gebrochenen Mann, war die Tatsache, daß etwas so Zerbrechliches, etwas so unerträglich Zartes überlebt hatte, hatte überleben *dürfen*, ein Wunder. Ein fliegender Vogel, reflektiert in den Hoden eines alten Hundes. Er mußte laut lächeln.

Nachdem Khubchand gestorben war, begann Estha mit seinen Spaziergängen. Er ging stundenlang. Anfangs patrouillierte er nur durch die Nachbarschaft, aber nach und nach entfernte er sich immer weiter.

Die Menschen gewöhnten sich daran, ihn auf der Straße zu sehen. Ein gutangezogener Mann mit einem ruhigen Gang. Sein Gesicht wurde dunkel und wettergegerbt. Zerfurcht. Von der Sonne verwittert. Er sah weiser aus, als er tatsächlich war. Wie ein Fischer in der Stadt. Der Meergeheimnisse mit sich herumtrug.

Jetzt, da er zurück-zurückgegeben worden war, wanderte Estha durch Ayemenem.

An manchen Tagen ging er an den Ufern des Flusses entlang, wo es nach Scheiße stank und nach Pestiziden, die mit Krediten der Weltbank angeschafft worden waren. Der Großteil der Fische war tot. Die, die überlebt hatten, litten unter Flossenfäule und Furunkeln.

An anderen Tagen ging er die Straße entlang. Vorbei an den neuen Golfhäusern aus frisch gebrannten und glasierten Ziegeln, gebaut von Krankenschwestern, Steinmetzen, Stahlarbeitern und Bankangestellten, die an fernen Orten hart arbeiteten und ein unzufriedenes Leben führten. Vorbei an aufgebrachten alten Häusern, die, vor Neid grün verfärbt, an eigenen Einfahrten, unter eigenen Kautschukbäumen kauerten. Jedes von ihnen ein schwankendes Lehen, das eine Geschichte zu erzählen hatte.

Er ging an der Dorfschule vorbei, die sein Urgroßvater für unberührbare Kinder von Unberührbaren gebaut hatte.